

Nr. 138. Bydgoszcz / Bromberg, 21. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(17. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Drei Sommer vergehen. Indes wächst sich drunten in der Sägemühle der kleine Pankraz zu einem strammen Bürschchen aus. Der Tag seiner Geburt im Mai hat es so ergeben, daß er diesen Namen erhielt. Seine Mutter umgibt ihn mit aller Liebe und Sorgfalt, behütet und beschirmt seine Kindheit, wie man das sonst nicht leicht findet bei Kindern, die in Bauernhöfen aufwachsen.

Lisa ist noch immer gleich schön, hat sich inzwischen vollständig eingewöhnt und ist zufrieden. Das kann man leicht sein, wenn man mit nichts zu rechnen braucht und das Geld mit vollen Händen ausgeben kann. Der Jakob ist nicht knauserig und fährt mit ihr, so oft sie will, zweispännig nach Rosenheim, läßt sie kaufen und aussuchen, was ihr Herz begehrt, dieweil er im „König Otto" im Nebenzimmer sitzt und manchmal viel Geld verliert beim Schafkopf oder Tarock. Aber ein anderes Mal bringt er es wieder rein und dann lacht er.

„Glück im Spiel, Unglück in der Liebe."

„Bei einer solchen Frau, wie du hast?" lachen die andern

„Das schon, gewiß, aber so wie es früher war . . ."

„Einmal hört das alles auf."

„Ein Kerl war ich schon früher", prahlt dann Jakob. „Teufel, ich möcht nochmal jung sein."

Im Grunde genommen hat er sich ja schwer verändert, der Jakob. Nicht nur äußerlich. Er ist mehr in die Breite gegangen. Es brennt nicht mehr das unruhige Feuer in seinen Augen. Seine Rede ist kurz und gemessen, sein Wort gilt etwas in der Gemeinde, und wenn er in der Gemeinderatssitzung sitzt und das Wort ergreift: „Jetzt, ich denk mir, meine Herren —", dann sind die andern alle ruhig.

Er hängt an seinem Buben, und sein Leben kann in jeder Beziehung glücklich bezeichnet werden. Nachdem nun Monika schon seit drei Jahren verschollen ist, hat sich auch sein Gemüt in dieser Sache wieder etwas beruhigt, und es fällt ihm gar nicht mehr ein, etwa den alten Much zu fragen, was aus ihr geworden ist. Wer weiß denn, ob sie überhaupt noch seiner gedenkt. Vielleicht ist sie auch schon verheiratet, und es kann leicht möglich sein, daß er sie nie wieder im Leben sieht. Aber auch dann kann er ihr ruhig begegnen. Der alte Much ist Zeuge, daß er sich erkundigt hat nach ihr. Er hätte sich nicht lumpen lassen, und es war niemals seine Absicht, etwa für das Kind nicht zu sorgen. Nein, in dieser Beziehung hat er sich freigesprochen. Monika hätte kein Recht, ihm derlei Dinge vorzuwerfen. Daß er sie nicht geheiratet hat, Gott, wer weiß, ob sie so glücklich zusammen geworden wären, wie er es mit Lisa ist. Monika hat ein herbes Wesen, und es wäre nicht ihre Art, sich zu ihm zu setzen und zu schmeicheln, wenn er schlechter Laune ist.

In diesem Sommer aber geschieht etwas, das weder der Sägemüller-Jakob noch sonst jemand erwartet hätte. Eines Tages legt sich die Kollerin droben hin. Drei Wochen rast das Fieber in ihrem Körper, und dann sieht sie es selber, daß sie wohl kaum mehr aufstehen wird. Im Dorf und auf den Nachbarhöfen rechnet man alle Tage mit ihrem Tod, und die Verwandten kommen sie fleißig besuchen. Sie läßt aber niemanden zu sich, als den alten Much und den Pfarrer. Und da geschieht es, daß sie das erstemal nach Monika verlangt. Der Much setzt sich sofort hin und schreibt ihr einen Brief, denn er sieht ja selbst, daß es sich nur mehr um Tage handeln kann. Die Majestät des Todes ist bereits eingezogen in dem Raum, und der schwarze Engel sitzt schon an der unteren Bettkante und wartet darauf, daß er sein Tuch über diese müdgewordene Frau breiten kann. Aber vorerst muß da noch allerhand geregelt werden, damit hernach alles seinen geordneten Gang weitergeht auf dem Hof. Er darf nicht zerstückelt und verteilt werden unter den Verwandten. Der Hof muß in eine Hand kommen.

Draußen brennt der helle Tag, der Wind hat heißen Atem und keine einzige Wolke schwimmt im Blau des Himmels. Die Kollerin liegt im Bett und schnauft matt dahin. Neben ihr auf dem kleinen Tischchen funkeln die Medizinfläschchen in der Sonne. Das kleine Fenster steht offen, und ein Schwalbenpärchen huscht mit erregtem Gezwitscher aus und ein. Zum Fenster sind die Augen der Kollerin hinausgerichtet. Sie sieht gerade auf den Kornacker, den sie heute mähen. Sie hört das Rauschen der Halme, wenn sie unter den Sensenhieben der Knechte niedersinken und dann still liegen, bis sie von den flinken Händen der Mägde aufgerafft und zu Garben gebunden werden. Dann liegen sie wiederum still, einträchtig nebeneinander, wie Krieger, die im Sturmangriff von den Kugeln hingestreckt wurden. Mitunter leuchtet aus einer Garbe eine Mohnblume heraus; wie ein Blutstropfen sieht sich das an. Und als dann die Abendsonne über den Acker hinflutet, werden die Garben aufgestellt. Das alles sieht die Kollerin nochmal, und es ist ein schöner Trost, in der Stunde des Todes noch einmal den Segen der Ernte zu schauen.

„Geregnet hat es —", muß sie denken, „als wir das Korn gesät haben. Drei Tage hat es geregnet damals, und der Regen hat die Körner gleich mit hineingetrunken in die Erde."

Und dann fallen ihr die Augen wieder zu. Immer tiefer wird der Abend, immer stiller. Das Rot der sinkenden Sonne erfüllt das kleine Krankenzimmer, es flimmert auf der blaugewürfelten Bettdecke. Lang und schmal liegen die Hände der Kranken in diesem rötlichen Licht. Als sie dann nach einer Zeit die Augen wieder öffnet, steht die Sonne gerade schräg gegenüber als brennende Kugel am Grat eines Bergkegels. Ganz langsam rutscht sie jetzt hinunter, alles in ihrem Umkreis zauberhaft verschleiernd.

„Sie kommt ja morgen wieder —" muß die Kollerin denken. „Morgen und alle Tag, aber der Mensch, wenn er geht, kommt nimmer. Und es kann sein, daß niemand ein Zacherl weint deswegen."

Ihr Atemgeht mühsam durch den Raum, und so sehr sie sich auch anstrengt, sie kann die Augen nicht mehr offenhalten. Ihr Körper will schon langsam hinübergleiten in die andere Welt. Nur das Gehör ist noch scharf. Und so hört sie auch den Schritt, der über die Stiege heraufkommt und dann plötzlich vor der Türe stillhält. Jetzt wird die Klinke leise niedergedrückt und die Türe wieder lautlos geschlossen. Jetzt ein huschender Schritt auf das Bett zu. Dann eine leise Stimme:

„Basl . . ."

Keine Antwort, nur ein schwerer Atemzug.

„Kennst meine Stimme?"

Die Kranke nickt. Dann ein flüsterndes: „Weil d'nur da bist. Gott sei Dank!"

„Ja, weißt, der Much hat mir geschrieben."

„Der Much, ja, vergelts ihm Gott." Ein müdes Lächeln zuckt um den Mund der Kranken. „Den mußt dir halten, den Much, der ist treu wie kein zweiter. Gib mir deine Hand, Monika."

Monika setzt sich neben das Bett und drückt mit sanfter Gewalt die Hände der Kranken auf die Bettdecke nieder. Dann richtet sie ihr die Kissen und fragt, ob sie ihr Medizin geben solle.

Jetzt öffnet die Kollerin die Augen ein wenig. „Da hilft keine Medizin mehr, Madl. Ich weiß schon — wieviel — es g'schlagen hat."

„Geh, Basl, red doch net soviel, es tut dich ja anstrengen", beruhigte sie Monika.

„Laß nur, Madl. Morgen kann ichs ja auch nimmer. Ich spürs. Hab nur noch — warten müssen auf dich — bist fortg'rennt von mir —"

„Geh, Basl, ich bin ja wieder da jetzt."

„Mußt dableiben, Kindl — für allweil — schau, ich hab dich gern g'habt — habs bloß net zeigen können. Und jetzt — soll der Much kommen — der muß den Notar holn — — aber schnell, sonst is es zu spät."

Das ist für drei Stunden das Letzte, was die Kollerin gesprochen hat. Eine tiefe Ohnmacht hält sie darauf umfangen. Und der Notar und die zwei Zeugen warten schon seit einer Stunde auf ihr Erwachen. Endlich schlägt sie die Augen wieder auf, richtet sich mit einem Ruck in die Höhe. Ihre Augen gleiten fieberhaft suchend umher, bis sie Monika entdeckt hat.

„Bist ja da", flüstert sie. „Hab schon g'meint, du laßt mich allein."

„Nein, Basl, ich bleib bei dir."

„Bitte schön", sagt jetzt der Notar. „Wollen Sie mir ihre Wünsche bekanntgeben?"

„Ja, so, ja — schreiben S' nur. Den Hof — mit allem, was drum und dran ist — vermach ich der Monika Roster."

Das alles ist schnell geschehen, und die Herren sind längst wieder fort. Die Kollerin plaudert ganz munter. Vom Hof redet sie, immer wieder vom Hof.

„Am Bründlacker kommt heuer Weizen hin — und die Schopperleiter mußt umreißen für den Hafer im nächsten Frühjahr. Und — ja — was hab ich denn jetzt sagen wollen? Richtig, ja — die Feindschaft mit den Sägmüllern kannst ja aufgeben. Hat lang genug dauert jetzt. Das Holz droben im Niederschlag kannst umhaun. Das gibst ihm. Aber laß dich net ausschmiern von ihm — kimmt da jemand?"

Der Much hat das Zimmer betreten, deutet mit dem Daumen hinter sich und macht ein Kreuzzeichen in die Luft.

„Der Herr Pfarrer ist draußen, Basl", sagt Monika.

„Is schon recht, soll nur reinkommen — daß ich meine Rechnung mit dem Himmel noch begleichen kann. Mit den andern Sachen auf der Welt bin ich jetzt fertig."

Wohl eine Stunde bleibt der Pfarrer bei ihr, und er verläßt sie erst, als eine tiefe Ohnmacht sie wieder umfängt. Das dauert fast die ganze Nacht. Erst gegen Morgen kommt sie wieder zur Besinnung.

„Bist da, Monika?"

Monika faßt nach ihrer Hand.

„Ich laß dich doch net allein, Basl."

„Wo du gesteckt bist jetzt die ganze Zeit, das weiß ich freilich net. Aber jetzt bist ja wieder da. Und — mußt dir halt einen suchen — einen Bauern — weißt — einen richtigen — — — so macht doch kein solchen Krach — — — leiser — — — leiser — — — wer trampelt denn so? Natürlich — der Much — — — der alte Krauterer — — — auf die Schéckin mußt Obacht geben — — — Madel — — — die hat was Scharfes eingefressen — — —".

Die Züge der Kranken verschärfen sich, ihre Nase wird spitz, und die Hände zucken aufgeregt über die Bettdecke. Keuchend geht ihr Atem.

„Wenn d' einmal Kinder hast — — tu gut sein mit ihnen — — erzähl ihnen manchmal von mir — — — was? Geh, werst doch net weinen deswegen? Laß gut sein, Monika, gut sein, gut — — — sein — — — d' Ursula wenn kimmt — — — staubs nur gleich weiter — — —. Alle werden s' kommen jetzt — — — alle — — — die lieben Vettern und Basln — — werden meinen — sie schnappen was — — —" ein dünnes Kichern — „da ist ausgeschnappt —".

In einem matten Stöhnen erlischt plötzlich ihre Stimme. Ein Rascheln der Hände auf der Bettdecke — dann liegen sie still und werden wie Wachs.

Aufschluchzend wirft sich Monika über das Bett hin, und es muß erst der Much kommen, um mit seiner Hand die Lider zu schließen über dem fremden Tod. Er hat es gleich gesehen, daß die Bäuerin die Augen noch offen hat, und er denkt, daß die Toten nicht schlafen können mit offenen Augen. Nachdem er diesen letzten Dienst an seiner Herrin verrichtet hat, nimmt er Monika an den Schultern und richtet sie auf.

„Schau, Madl, wie schön daß sie schlaft. Und da sagt man allweil, das Sterben wär so was Hartes. Schlaf gut, Kollerin. Freilich, du hast schon deine Mucken und Marotten g'habt, aber dein Herz ist doch gut g'wesen. Grad weinen kunnt ich um dich, grad weinen." Der Much merkt es scheinbar nicht, daß ihm das Wasser über die Bartstoppeln tropft.

Draußen erwacht der Sommermorgen mit reinem Blau. Und während die Sonne sieghaft hinter den Bergen heraufstaucht und alle Zinnen in Feuer verwandelt, ruft drunten im Dorf das Sühneglöcklein mit seinen dünnen, abgehackten Klängen über die Dächer hin: „Die Kollerin vom Berg, die Barbara Maierhofer, ist tot."

*

Es gibt natürlich eine große Bestürzung unter den vielen Verwandten, als die letzte Willensvollstreckung der Kollerin vom Notar bekanntgegeben wird. Schon als sie Monika hinter dem Sarg hergehen sahen, hatten sie ein dummes Gefühl, daß da irgend etwas nicht ganz stimmen könnte.

Dann wissen sie es. Ganz klar und deutlich ist das alles getroffen. Die Monika Roster ist die Herrin vom Kollerhof. Die einen machen ihrer Wut dadurch Luft, daß sie der Monika allerlei Grobheiten an den Kopf werfen, die anderen aber ziehen sich stillschweigend in ihrem Groll zurück.

Eine Zeitlang befassen sich die guten Leute nun eingehend mit der Monika. Besonders eine der nächsten Verwandten, die stark gehofft hat, einen schönen Batzen zu erben, scheut sich nicht, Monikas Ehre und Ruf zu besudeln.

„So?" sagt sie beim Kramer drunten. „Es wär alles nach Recht und Sitte gegangen? Ich möcht nicht wissen, wie sie der armen Basl in der letzten Stund zugesagt hat. Das arme Weiberl war ja gar nimmer recht bei Verstand. Nein, ich muß nur den Kopf schütteln. So eine wird eine der größten Bäuerinnen. Wartet ab, bis in kurzem hat sie den schönen Hof verludert. Versteht ja nix von der Bauernschaft. Über drei Jahr war sie fort, kein Mensch hat gewußt, wo sie war. Jetzt ist sie da und hat einen Fratzen bei sich. Nein, wenn das richtig ist, dann weiß ich nimmer."

„Ja", meint eine andere. „Das Kind hab ich auch schon gesehen. Man müßt einmal nachfragen lassen, wie das eigentlich war".

„Was hilft es, wenn mans weiß? Den Hof kann man ihr doch nimmer nehmen. Wird schon einen hint haben, den sie nun heiratet. Wär ja noch netter, wenn s' gar keinen Vater hat für ihr Kind. Zum Zutraun wärs ihr ja. Wundern tät es mich gar net. Ich hab allweil schon g'sagt, aus der wird nie was G'scheites."

Man merkt der Frau direkt die Genugtuung an, daß sich ihre früheren Weissagungen erfüllt haben. So wird die junge Monika völlig zerzupft und kein gutes Haar an ihr gelassen. Nicht einmal ihre Schönheit will man gelten lassen.

Monika bekommt alles auf Umwegen wieder zu hören. Im ersten Augenblick meint sie, die Klatschmäuler zur Verantwortung ziehen zu müssen. Aber der Much sagt: „Laß sie nur reden, die hören schon von selber wieder auf."

Bald beginnen die Menschen dann in einer anderen Weise von Monika zu reden. Im Herbst kommen Maurer und Zimmerleute auf den Hof, und was zuerst grau und verfallen herunterschaute von der Höhe, steht nach wenigen Wochen weiß und sauber geputzt oben.

„Da schau", sagten sie nun. „Wer hätte ihr das zugetraut?"

Man beginnt freundlich mit ihr zu werden, wenn sie ins Dorf kommt. Aber es ist ihr nicht recht beizukommen. Sie ist von einer Herbheit, die fast etwas Abstoßendes hat. Nur wenn man sie sehen könnte, wie sie mitunter mit der kleinen Vevi spielt, dann hätte man einen Blick tun können in die große Seele dieser Frau. Nicht daß sie vielleicht in abgöttischer Liebe an dem Kinde gehangen wäre, nein, sie will es durchaus nicht verzärteln, denn das Leben, so wie sie es kennenlernen mußte, kann nur starke Menschen brauchen. Die Schwachen knickt es immer und immer wieder.

Das Kind selbst, nun plötzlich ohne Kameradin und Spielgefährten, fühlte sich die erste Zeit recht einsam auf dem Kollerhof. Aber dann nimmt sich der Much ihrer an. Er nimmt sie mit auf den Acker und in den Wald hinaus, erzählt ihm des Abends Geschichten, die ihn seine eigene Mutter gelehrt hat und die er aufbewahrt hat bis in seine alten Tage wie einen köstlichen Schatz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimme der Bergwasser.

Ein Wanderbuchblatt von **Ludwig Koegel.**

Ich wandere in meinen vertrauten „Wald-Felsbergen". Durch lichte Lärchen-Nadelschleier und dunkler ragendes Fichtengrün schweift das Auge vom Steilhang hinaus über Legföhrengekrümm am Fels. Ein Grat ist's des Chiemgauer Sonntagshorns. Schluchten dräuen, halb versteckt zu meinen Füßen, Wasser klingen verloren zu mir herauf, doch kein Menschenlaut. Um mich nur der Mücken Gesumm, einiger Falter Gegaukel, so rastet das hohe Waldgebirg. Von drüben schauen mich Schwesterberge an, ähnlicher Art, doch grauer Felszahn überragt dort die Waldflanken. Lichte Wolkenbällchen spielen geruhsam mit der weißlich schimmernden Himmelsbläue . . .

Je länger man droben verweilt im Schauen, desto reicher dünkt einem die Stufung von Farben und Form; das erhebende Bild der einen, umfassenden Berglandschaft gliedert sich mählich durch zur nie ausschöpfbaren Zahl der Einzelwunder, voller und voller erwächst uns neu ihr Zusammenklang. In schwarzen, grauen, braunen, rötlichen Tönen bemalt, lugt der Fels immer wieder durch das Latschengrün. Er schreckt nicht, wie an prallen Nacktürmen, doch leise erregt sein knöcherner Durchblick die Phantasie. Farnwedel zogen ihre verschwenderisch geschnittene Formeleganz, rosig blühen Zwergalpenrosen, ein Vöglein singt, ein wenig müde . . . Das ist der lichte Sommertag der Wald-Felsberg-Landschaft. –

Dichte Regensträhnen sinken nun seit Tagen nieder, da blickt das grüne Gewipfel wie melancholisch zum Fenster der Hütte herein. Der Schein aber trügt. Vom Hüttendach rinnt es und plätschert ohne Unterlaß, da wird mir die Spukgestalt des Dachrinnen-Wichtels lebendig. Der kleine freundliche Kobold freut sich und klatscht in die Hände, wenn es tröpfelt, rieselt und platscht und verkriecht sich scheu und traurig im heißen Gebälk, wenn allzu beharrlich die Sonne glutet. Denn lange hat sie gedurstet, die Erde, nun trinkt sie das belebende Naß, trank und ist satt geworden, bis hinein in die Tiefschicht des Bodens; seine Haut ist durchweicht, ohnmächtig weiter zu saugen. So fließen die Wasser ab, und es tosen die Rinnsale, gelb und trübe schäumend. Vorwitzig gluckende Wässerlein werden zu Bächen, zahme Bäche zu unbändig strudelnden, gischtenden, flußstarken Gesellen. Das machtvolle Brausen des nahe Strömenden ist die Musik des Tages. Es hüpfen die weißen Schaumkämme der Ache, sie spielen mit dem Gezweig am Saum des Bachs, der heute Trockenes und Feuchtes nicht mehr zu scheiden weiß. Der übermütige Gesell wäscht immer erneut die blitzblanken, hangenden Blattwedel, die sich neigen und zerren lassen, aber mit verkrallten Wurzeln doch immer fest haften. So das Spiel des Fließenden mit dem Pflanzengrün. Aber gewaltsam zeigt sich der geschwollene Bach im Tal, ja furchtbar zuletzt, wenn in enger Felsklamm die Wasser sich stauen, wenn sie kochen in strudelndem Drang. Sie sägen die tiefen Schluchten in den Berg, trennen Fels vom Fels. — —

Ein andermal, droben im Hochtal, wo die Blumen des frühen Mai erst im späten Juni blühen, verrät ein mooriges Seelein die Launen vergangener Gewässer. Ein bescheidenes Bächlein sendet es uns, und hart am Bach stehen kräftige Büsche der Sumpfdotterblume, dicke Knospenköpfe, Goldträume über dem achatnen Moorwasserbraun; seltsamer noch, wenn vom milden Abendlicht getroffen, das bernsteinfunkelnde Geriesel über gelbgrün durchschimmerndes Wassergewächs des Grundes hinquillt. Je länger ich dem Spiel der gleitenden Farben nachstaune, um so märchenhafter erwacht es um mich. Bernsteingewässer, die Bernsteinfee bringst du mir in den Sinn . . .

Einst bin ich durch die wilden Abruzzen, im Herzen Italiens gezogen. In tief eingerissenen Schluchten quert dort manch Wildgewässer den Weg, besonders zur Zeit der Schneeschmelze. So schuf der Sangro eine verwegene Felsenklamm und bot damit dem Bergnest Barrea eine unangreifbare Flankendeckung, in deren Abgrundtiefen selbst die Eingeborenen nicht ohne leises Grauen hinabzuschauen vermögen. Doch über den tiefen Tälern ragen wasserarm die Riesenburgen. Drohend erscheinen sie oftmals, lebensfeindlich in ihrem nackten, hellen Gegleiß. Gar lieblich noch rastet sich's wohl bei St. Angelo, einem alten, wenig begüterten Klösterlein abseits der großen Straßen, wohin mich einst die Geographenneugier gelockt. Da war kühler Schatten gepflanzter Bäume, und aus eiserner Röhre plätscherte ein erquickender Strahl silbern in ein wohlgeformtes steinernes Becken. Brot und Früchte des Gartens reichte man den fremden Wanderern, um ehrwürdiges Friedhofgemäuer wucherten goldblühende Zweige. Doch wenn das Auge aus jener Oase über das Aternotal schweifte, so prallte es zurück von blassem Gewänd. Die Sasso-Gruppe mit dem Monte Corno ist es, zerfressen und verschrattet das blanke Gestein — ich sah es dann aus der Nähe . . . ein einziger, zäh ringender Wacholderzwerg, als schmächtig verkrümmtes Polstergebüsch im Kalk verkrallt, das steigerte nur noch den Eindruck der allbeherrschenden Öde . . .

Wo in unseren nördlichen Alpenhöhen wasserschluckendes Gestein zu ähnlicher Hochlandsverödung hinleiten will, da pflegt der Mangel oben durch ein Übermaß von Quellen in tieferen Horizonten ausgeglichen zu sein. Ich denke etwa daran, wie die Riesenquader unserer Berchtesgadener und Salzburger Bergfestungen wohl ihre ausgezackten Kronen hellschimmernd und kahl in die Bläue recken, daß aber ihre Füße gleichsam im allseits quellenden Naß sich baden, volle Südlands-Sommerhärten kennen sie nicht . . .

Die Fremde läßt der Heimat Bild nicht verblassen . . . Wer an den Brünnlein im sagenumwobenen Untersberg zu horchen weiß, dem sind sie des Weltwissens voll. In der uralten oberbayerischen Glockenschmiede der Urschlau erzählte mir jüngst der tüchtigste Schmied, ein frischer sehniger Mann, gar ehrfürchtig von der unwiderstehlichen Gewalt, mit der sein seit Geschlechterfolgen gebändigtes Bergwasser ins hölzerne Rad sich wirft.

Tief drinnen wandere ich wieder einmal allein im Herzen meiner Ammergauer Hochregionen. Abendlich verdämmern die Schluchten und Wälder und Berge, ein ungewisses Leuchten spielt ums Gewänd, blaue Himmelsaugen lugen verträumt aus weißem Schleiergewölk, stilles Fest sinkenden Lichtes. Da knackt es nahe im Geäst, ein Hirsch hebt sein zackenbewehrtes Haupt über krumme Legföhrenruten am Waldrand; kein Riese, acht Enden glaub' ich zu erkennen. Aber schon hat er Gefahr gewittert und ist auf seiner Hut. Überraschend, wie sie kam, taucht sie wieder unter, die schlanke Gestalt, im dunkelnden grünen Meer. Vorbei die traumhaft flüchtige Erscheinung des edlen Geweihträgers, Spiegel seiner, unserer Kampfgesetz ahnenden Seele . . . Tief drunten, unsichtbar zu meinen Füßen, lauert der Schlund der Kuchelbachklamm, ihr Rauschen dringt gedämpft nur an mein Ohr, doch immer ist es da, klingt leise an und ab, uralt und jung, Sprache der trauten, unverlierbaren Bergheimat.

Der Abbruch.

Eine Geschichte von Inge Stramm.

Auf dem Nachttisch rasselt der Wecker. Es ist noch dunkel in der Stube. Nur durch die zugezogenen Kattunvorhänge sticht ein blasser Schein. Es ist nicht das Licht des Morgenhimmels. Es ist Lampenschein aus den gegenüberliegenden Fenstern, einem schmalen Küchenfenster jenseits des engen Großstadthofes, hinter dem eine blasse Frau Kaffee brüht für den Mann, der in die Fabrik muß, ehe noch der Tag sich hebt, einem Kammerfenster, hinter dem vielleicht ein Kind weint.

Die alte Frau richtet sich im Bett auf, hat schnell die Füße in den Pantoffeln und erschauert in der Kälte der ungeheizten Stube. In der Küche ist noch etwas Glut im Herd und das Wasser im Kessel noch warm. Sie gießt es wie jeden Morgen in die Emaillewaschschüssel, ehe sie neues Wasser ansetzt zum Kaffee. Dann geht sie wieder in die Stube wie jeden Morgen, steht vor dem Bett der Tochter die mit bloßen Armen und verwirrtem Haar in den Kissen liegt, und sagt: „Aufstehen!“ Mehr Worte braucht es nicht in einer ungeheizten Stube im Morgengrauen. Einen guten Morgen wünschen? . . . Ach, man muß hinnehmen, was die Pflicht aufzwingt. Es scheint auch so überflüssig, noch etwas zu fragen, ob gut geschlafen. Wer jung ist und viel arbeiten muß, schläft immer gut und immer zu wenig.

„Aufstehen!“ Laut und doch heiser klingt es.

Die Tochter reckt sich nur wenig: „Laß mich man noch ein bißchen, Mutter, ich hab doch frei heute!“

„Dann ist es also wirklich so weit?“ flüstert die Mutter und muß sich plötzlich auf den Bettrand setzen. Sie ist nur eine kleine, dürre Frau, aber das alte Holzbett ächzt plötzlich in allen Fugen. Die Tochter hört es schon nicht mehr. Sie schläft schon wieder, hat einen hübschen vollen Mund und bloße runde Arme. Das genügt manchmal schon, um mit dem Leben zufrieden zu sein.

Ja, in diesem alten braunen Holzbett, aus dem sie auch ihren Mann weggetragen haben, möchte die alte Frau einschlafen für immer, hier unter dem gestickten Haussegen in der Stube, in der der Puppenwagen der Töchter schon stand, in der der Myrtenstock auf dem Fensterbrett alt geworden ist und sich die letzte Mühe zum Blühen gibt. Es wird noch gerade für den Brautkranz der jüngsten Tochter, der Grete, langen. Dann ist auch seine Zeit erfüllt. Er steht in einem engen, viel zu klein gewordenen Topf. Der Gärtner aber hat gesagt, ein Umpflanzen vertrüge er nicht mehr. Es kann Menschen wohl gerade so gehen.

Auf dem Herd in der Küche pfeift der Kessel, in dem das Wasser kocht. Die Frau reißt sich hoch und muß hasten, den Kaffee durch die Mühle zu drehen. Es macht nicht viel Lärm, den Kaffee zu mahlen. Es können davon doch nicht plötzlich die Fensterscheiben zittern und der Kalk hinter den Tapeten von der Wand rieseln.

„Gretel!“ schreit die alte Frau, schreit so laut und verzweifelt, daß die Tochter sofort unter der Tür steht im bloßen Hemd.

„Aber, Mutter, sie fangen doch heute an im Nachbarhaus mit Abbrechen, reg' dich doch nicht so auf, Mutter!“

„Dein Vater, Grete, dein Vater . . .“ Die alte Frau stöhnt. Die Tochter legt ihr die Arme um die Schultern. Sie weiß, was jetzt kommt, die ewig gleiche Klage der letzten Wochen, seit ihnen gekündigt worden ist, weil das Haus abgerissen wird zum Durchbruch einer neuen Straße. Es i ein altes Großstadthaus mit vielen winkligen Höfen. Aber der Vater hat den Hängeboden da oben eingebaut, als er noch ein ganz junger Mann war, und der Verschlag im Korridor, hinter dem später das Bett der Ältesten stand. „Das hält für die Ewigkeit!“ hat er damals stolz gesagt. Und jetzt, jetzt wird das gut und fest Gefügte schon zerbrochen.

„Die neue Wohnung, Mutter, die wir dafür bekommen, ist ja viel schöner, Bäume werden vor dem Fenster sein, ein kleiner Garten, Mutter!“

„Sei still!“ sagt die Mutter. „Ich geh' hier nicht heraus, werft mich nur mit zu dem Gerümpel!“

„Ach, um diese alte Hofwohnung, Mutter! Du hast dir's früher doch auch mal anders gewünscht!“

„Sei still, sei bloß still und fange meinetwegen an zu räumen, wenn du deshalb zuhaus geblieben bist. Ich kümmere mich um nichts!“

Da gießt die Tochter kaltes Wasser in die alte Emailleschüssel und taucht das Gesicht hinein. Ob die Augen schon vorher naß waren, kann man nun nicht mehr sehen. Die alte Frau aber nimmt Mantel und Netz und zieht schnell die Korridortür hinter sich zu. Die Tochter sieht ihr einen Augenblick wie erschrocken nach. Aber sie will doch sicher nur die Semmeln holen wie jeden Morgen, die Mutter.

Es ist viel Räderrollen und Geschrei auf der Straße, auch schon mancherlei Schutt. Die alte Frau sieht nicht hin. Sie läuft über den Damm und achtet kaum auf Autos, die knirschend bremsen. Vor dem Bäckerladen trifft sie die Lisbeth, die älteste Tochter, die mit ihrem Mann und drei Kindern ganz in der Nähe wohnt.

„Guten Morgen, Mutter!“ sagt diese und hält die alte Frau, die es eilig zu haben scheint, fest. Und will nun endlich wissen, wann denn umgezogen wird. Und meint, was die Grete doch für Glück hätte, daß sie jetzt gerade, wo sie heiraten wolle, draußen das Siedlerhäuschen bekäme, die Mutter bei sich haben könnte und für die Kinder später einen Garten hätte, anstatt die laute gefährliche Straße . . . „Was doch für ein Glück, Mutter!“

Die alte Frau starrt der Tochter ins Gesicht. Da ist derselbe Zug um den Mund, den ihr Mann früher hatte, ein Zug, den das Leben meißelt, wenn es hart umgeht mit den Menschen.

„Unsereins kommt ja doch nie aus dem Dr . . heraus!“ hat ihr Mann früher manchmal gesagt, wenn er von der Arbeit kam, Ruhe geben wollte und klirrend das Fenster zuwerfen mußte, weil unten auf dem Hof jemand schrie, ob Lumpen oder Knochen zu verkaufen wäre, oder die Kinder mit den Müllkastendeckeln klappten aus Ermangelung anderen Spielzeugs. In diesem Augenblick auf der durchlärmten Straße vor dem Gesicht ihrer ältesten Tochter fällt es ihr wieder ein, was sie lange vergaß, alle die durchsorgten Stunden in Stuben ohne Sonne, all die versorgten Hoffnungen. Wahrhaftig, sie hatte sich ihr Leben ja auch einmal anders vorgestellt.

„Du kannst ja dann sonntags mit den Kindern rauskommen!“ flüstert sie plötzlich und begreift noch nicht ganz, daß dies ein Zugeständnis ist an alles das, wogegen sie sich so verzweifelt wehrt.

Sehr langsam geht sie etwas später wieder die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf. Es dröhnt und bricht und prasselt hinter den Wänden, die bisher den engen Raum ihres Lebens grenzten. Mauern, nichts als Mauern. Aber einstmals hatten in den Winkeln auch noch Hoffnungen gewohnt. Jetzt fällt es ihr plötzlich ein.

Wenn sie sonntags den Myrtenstock am Fenster goß, dann hatte ihr Mann manchmal gesagt: „Weißte, Mutter, wenn wir alt sind, dann soll's nicht nur so'n Topf vorm Fenster sein, dann langt's vielleicht zum Gärtchen in der Laubenkolonie!“

Es hatte nie dazu gelangt. Und jetzt sollte sich das plötzlich doch noch einmal wandeln für sie und Kinder und Enkel? Keine Hofmauern vorm Fenster mehr mit vom Schornsteinrauch verrußten Gardinen, sondern Gras und Sonne und vielleicht Blumen am Zaun . . . Wie hat sie sich denn nur gegen so etwas auflehnen können? War dies nicht eher eine ganz große unverdiente Gnade?

Als sie oben ist und der Tochter in das hell werdende hübsche Gesicht sieht, begreift sie es wirklich kaum noch. Und den Myrtenstock am Fenster, den kann sie vielleicht auch noch mitnehmen. Wenn man behutsam und sorgsam die Erde für ihn wählt, dann beginnt er in Licht und Sonne vielleicht noch einmal zu treiben anstatt einzugehen. Solch ein alter Stamm ist zäh.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.